



Im Parlament war keiner so cool wie er: Joschka Fischer 1984 im Deutschen Bundestag

ULLSTEIN/POLY-PRESS

Narzissmus auf höchstem Niveau

Was keinem seiner Gegner gelang, das schafft unfreiwillig dieser Film: Pepe Danquarts „Joschka und Herr Fischer“ entzaubert ein politisches Tier

ANDREAS ROSENFELDER

Joschka Fischer sieht nicht glücklich aus. Wie zum Teufel kommt er in diesen Industriekeller mit unverputzten Wänden und Betonsäulen? Was hat er, der Außenminister außer Dienst, verbrochen? Wo ist in dieser ungemütlichen Halle das Publikum? Und warum schiebt ihm, obwohl er unruhig von einem Fuß auf den anderen tritt und die Hände hinter dem Rücken verschränkt, kein Saaldienner einen Sessel hin, oder doch zumindest einen Stuhl?

Die Katakomben des alten Heizkraftwerks, in das Pepe Danquarts Dokumentation „Joschka und Herr Fischer“ ihre Hauptfigur für 140 Filmminuten sperrt, ähneln einer mit Flüssigkristallbildschirmen hochgerüsteten Folterkammer: Ein ehemals sehr mächtiger Politiker wird dazu gezwungen, sich unzählige Stunden lang, ja womöglich bis in alle Ewigkeit die Bilder seines Lebens anzuschauen. Die Fronleichnamprozessionen seiner Kindheit, die Demos seiner wilden Jugendjahre, die Wattwanderungen als Umweltpolitiker, die historischen Auftritte am Rednerpult. In Endlosschleifen laufen diese Szenen auf den Monitoren, die auf allen Seiten im Raum hängen. Manchmal werden die Bilder auch auf den Bauch des Politikers geworfen und flimmern blässlich über sein leicht gespanntes Businesshemd. Als wäre das noch nicht Tortur genug, muss der von seinen eigenen Projektionen Bedrängte diese auch noch kommentieren, wieder und wieder, mit vor Müdigkeit heiserer Stimme. Ungefähr so sieht in existenzialistischen Theaterstücken die Hölle aus.

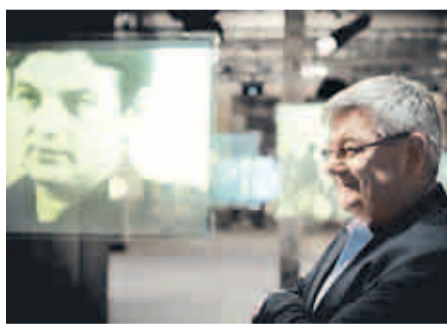
Das Irre, ja fast schon Verstörende an diesem als Biografie getarnten Menschenexperiment besteht nun darin, dass weder der Regisseur noch sein Protagonist die Grausamkeit der Versuchsanordnung bemerken. Danquart, den man als unsichtbares Gegenüber zumindest erahnt, nutzt die Situation für keine auch nur im Ansatz schmerzhaftere Verhörfrage. Und Fischer scheint sich, obwohl sein stets säuerliches Schweppes-Gesicht Unbehagen andeutet, in der Rolle des Museumswärters, der nicht vom Fleck darf, durchaus zu gefallen. Eine Qual ist diese Inquisition ohne jeden Anfangsverdacht nur für den Zuschauer.

„Jaja, das war die Zeit der Beatles und der Rolling Stones“, erläutert Joschka Fischer mit Kennermiene, wenn Langhaarige mit Gitarren auf dem Bildschirm auftauchen. „Woodstock war auch ein Stück weit ein Anti-Kriegs-Fest“, sagt er mit einer abwägenden Handbewegung. Und als zur Erklärung der Studentenbewegung das obligatorische KZ-Bildmaterial eingespielt wird, blickt Fischer sehr

eindringlich über seine Lesebrille: „Rational ist das nicht zu fassen.“

Mag sein, dass man in Princeton für solche Sinnsprüche astronomische Rednerhonorare bekommt – aber man wird das Gefühl nicht los, dass hier jemand die Geschichte mit der Routine eines Taxifahrers durchspult. Vietnam? „Es war ein Riesenfehler der Amerikaner, nicht zu sehen, dass es hier um einen nationalen Kampf ging.“ Die Studentenproteste? „Eine Dynamik revolutionärer Gewalt, die“ – der fleischige Zeigefinger sticht in die Luft – „ganz verderbliche Folgen haben sollte.“ Wäre das kein Monolog, sondern eine echte Unterhaltung – man würde ihr äußerst widerwillig folgen und die Gedanken weit schweifen lassen.

Dazu freilich bietet „Joschka und Herr Fischer“ reichlich Gelegenheit. Wie ist es nur gelungen, fragt man sich dann im Kinosaal, ein politisches Tier wie Joschka Fischer mit so spartanischen Mitteln so restlos zu entzaubern? Würde mit Pepe Danquart nicht ein eingefleischter Grüner verantwortlich zeichnen, so läge der Verdacht nahe, es hand-



Man wird das Gefühl nicht los, dass hier ein alter Taxifahrer spricht

le sich um eine Auftragsarbeit unbekannter Gegner, die einen möglichen Kanzlerkandidaten demontieren wollen.

Zu einem guten Teil liegt die bleierne Langeweile dieses Films, neben der jede Vertriebenendokumentation von Guido Knopp wie ein Blockbuster wirkt, an rein kinematografischen Problemen. Joschka Fischer ist eine rhetorische Natur, das Kino aber erzählt in Bildern. Diesem Dilemma entkommt der Film nie. Hilflos fährt die Kamera an Fischers vor der Brust verschränkten Armen entlang oder wagt sich in langsamen Schwenks hinab bis zu seinen Schuhen, wobei der Bauchansatz des Politikers, dessen langer Lauf zu sich selbst auch schon ein paar Jahre zurückliegt, immer wieder überpropor-

tional ins Bild rückt. Wo er die geheimnisvolle Macht der Sprache einfangen müsste, da setzt Pepe Danquart den Körperscanner ein.

Wenn der Film dem autobiografischen Holodeck doch einmal entkommt, dann nur, um zum „Deutschen Herbst“ von 1977 trübe Herbsthimmel zu zeigen oder Fischers Zwischenspiel als Taxifahrer mit nächtlichen Straßenszenen aus der Frankfurter City zu illustrieren. Gänzlich abwegig wirkt der Versuch, die One-Man-Show durch Zeitzeugeninterviews zu unterbrechen, die nicht Fischers Vita, sondern zeithistorische Nebenschauplätze beleuchten sollen: Da trauert die Schauspielerin Katharina Thalbach auf einem Riesenrad der DDR nach, oder die Seniorenband Fehlfarben grübelt beim Pausenbier darüber nach, was vom Punk übrig blieb.

Tatsächlich verrät „Joschka und Herr Fischer“ – auch wenn der Film als alternativer Schulfunk daherkommt – in seinem Scheitern viel über das Wesen dieses Ausnahmepolitikers. Fischer blühte immer dort auf, wo er einen Widerstand vorfand. Er brauchte den Straßenkampf in Frankfurt, er brauchte den Bundestagsvizepräsidenten, den er „Arschloch“ nennen konnte, und er brauchte den Farbbeutelwerfer, der ihn 1999 bei der Verteidigung des Kosovo-Einsatzes auf dem Grünen-Parteitag zur Hochform auflaufen ließ. Er benötigt zumindest ein Publikum, das er überzeugen muss.

Pepe Danquart bietet ihm diesen Gegenpart nicht. Stattdessen lässt er Fischer im Spiegelkabinett noch einmal die eigenen Sternstunden bestaunen – und selbst die Tiefpunkte, etwa den Angriff auf den Polizisten Rainer Marx oder die Überforderung im Amt des hessischen Umweltministers, nachträglich ins Heroische umdeuten. Im Häuserkampf ging es um die „Überwindung der eigenen Angst“, auf den bürokratischen Amtsfuren um die „Gefühle eines gefangenen wilden Tieres“.

Was bleibt, ist Narzissmus auf höchstem Niveau. Als Fischer die Bilder vom Wahlsieg mit Schröder kommentiert, stellt er seine sorgenvolle Miene in erhabene Zusammenhänge: „Mir war überhaupt nicht zum Lachen zumute, ich sah Kriegseinscheidungen auf uns zukommen.“ Der Mythos vom Politiker, der selbst im Augenblick des größten Triumphs die Last der Verantwortung spürt – das ist die subtilste Form der Selbstdelung, und Danquart leistet ihr Vorschub, indem er im richtigen Moment Fischers Leichenbittermiene einblendet. Man möchte nach diesem Film fast mutmaßen, dass ihr doch nur eine Magenverstimmung zugrunde lag.

„Joschka und Herr Fischer“ läuft am Donnerstag an.

ANZEIGE

LES AMIS DU CREDIT SUISSE

EUROPE / SPRING 2011
ALAN GILBERT UND DAS
NEW YORK PHILHARMONIC.

- Basel, 12. Mai
- Baden-Baden, 13. Mai
- München, 14. Mai
- Wien, 15. & 17. Mai
- Budapest, 18. Mai
- Berlin, 19. Mai
- Dresden, 21. & 22. Mai
- Leipzig, 23. Mai
- Prag, 24. Mai



CREDIT SUISSE

Die Credit Suisse ist Global Sponsor des New York Philharmonic und unterstützt die Tournee Europe / Spring 2011. credit-suisse.com/lesamis